

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Adriana Altaras
Titos Brille
Die Geschichte meiner strapaziösen Familie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012

prolog

Meistens bin ich unbekümmert. Das ist auch besser so. Ich radele am Tiergarten vorbei und pfeife ein Ständchen auf Berlin, das sich an manchen Tagen wirklich gut macht.

Die Buchläden sind überfüllt mit jüdisch-deutscher Literatur. Historiker streiten, Gegner und Befürworter jeder These haben sich verausgabt. Volkshochschulen und Mahnmale erledigen den Rest. Ich brauche mich um nichts zu kümmern. Die Zeit wird die restlichen Wunden heilen.

Doch dann mache ich an diesem sonnigen Tag einen Fehler, ich gehe in eine Ausstellung im Gropius-Bau, und da hängt ein Foto. Es zeigt eine Frau in einem verwaschenen Hemd. Ihr Kopf ist nicht zu sehen, aber auf der Brust lese ich eintätowiert: Feld-Hure NR. 712834.

Mir wird schwindelig. Es ist stickig in dem Raum und dunkel. Ich warte auf den Stufen vor dem Museum, dass es mir besser geht, und weiß genau, dass überhaupt keine Zeit, nie, nie, nie die Wunden heilen wird. Meine Tante hat recht: Die Vergangenheit ist jetzt.

Ich steige wieder aufs Fahrrad und trete in die Pedale.

Ich bin 1 Meter 57 groß. Eigentlich nur 1,55, aber im Einwohnermeldeamt habe ich 1,57 angegeben. Ich freue mich riesig, den deutschen Staat um zwei Zentimeter betrogen zu haben.

Also, ich bin nicht sonderlich groß, habe schöne, kräfti-

ge Waden, weil ich mit den Hacken auftrete beim Gehen, wie früher meine Mutter. Das Fahrradfahren tut das seinige dazu.

Ich rede gerne. Höre gerne zu. Das ist eine runde Sache.

Ich lebe in Berlin, im Westen, in Schöneberg, dort, wo nie etwas passiert.

Ich wohnte in Kreuzberg 61, als nach dem Mauerfall die Milch in der Markthalle ab 12:00 Uhr mittags ausverkauft war. Im Tiergarten führte ich meinen riesigen Hund (inzwischen tot) spazieren, als die damalige Kongresshalle, die »Schwangere Auster«, in sich zusammenbrach und daraufhin in »Haus der Kulturen der Welt« umbenannt wurde. Ich besuchte die Max-Reinhardt-Schauspielschule, die in »Hochschule der Künste« umbenannt wurde und heute »Universität der Künste« heißt. Ich lernte dort Schauspiel. Zum Abschluss erhielt ich den Titel »Dipl.-Schau.«. Man könnte mich Diplom-Schauspielerin nennen, aber wem würde das nützen?

Ich trank Kaffee im »Schwarzen Café« oder im »Terzo Mondo«, feierte im »Zwiebelfisch« oder tanzte die Nacht durch im »Dschungel«. All das gehört zu einem längst versunkenen Westen. Überhaupt verschwand der Westen, vor allem dieses Westberlin, schneller als die ganze viel beklagte DDR. Beinahe über Nacht. Es hinterließ nur ein paar Details.

Ja, so lange bin ich schon da.

Ich habe eigentlich nur J. F. Kennedy verpasst und den Zweiten Weltkrieg.

Ich bin Jüdin. Jahrgang 1960. So, jetzt ist es heraus.

Ich wurde in Titos Jugoslawien geboren. Daran kann ich mich noch sehr gut erinnern, es muss die Blütezeit seiner Herrschaft gewesen sein, denn sein Porträt hing groß und imposant überall. Auch in unserem Kindergarten. Dort sogar in Farbe. Vor dem Frühstück begrüßten wir Kinder ihn mit

»Dobar dan Družo Tito« (»Guten Tag, Genosse Tito«). Er antwortete nie, wir fanden ihn unhöflich.

Als ich drei Jahre alt war, wurde ich zu einem Casting eingeladen. Das Leben des Nikoletina Bursač, einer heldenhaften Partisanenfigur aus einer Erzählung von Branko Ćopić, sollte verfilmt werden. In der Endauswahl schlugen sich eine kleine Blondine und ich um die Rolle der Erna. Der Held Nikoletina findet in den letzten Kriegstagen ein kleines jüdisches Mädchen in einem niedergebrannten Dorf. Das Mädchen wird zutraulich und erzählt ihm die Geschichte von der Verfolgung und Ermordung ihrer Familie durch die kroatischen Faschisten, die Ustascha. Das jüdische Mädchen sollte ich sein. Ich hatte mir vorgenommen, zu gewinnen und später Schauspielerin zu werden. Beides gelang mir.

Die Dreharbeiten waren nicht sonderlich spektakulär, ich trug dicke Wollsocken, die kratzten, musste eklig schmeckende Ziegenmilch trinken und an ausgesuchten Stellen weinen.

Weinen, wenn der Held Nikoletina mich findet, in einem Bergdorf, in dem die Ustascha alle Juden getötet haben, nur mich, die kleine Erna, haben sie nicht gefunden.

Die Ustascha, erklärte man mir bei den Dreharbeiten, seien kroatische Nationalisten gewesen, angeführt von Ante Pavelić, die nach dem Vorbild der SS ihre Rassengesetze mit brutalem Terror durchgesetzt hätten. Sie wären eine radikale Minderheit geblieben, wenn sie nicht von Hitler und Mussolini in den Rang einer Staatsgewalt gehoben worden wären. Ihr Ziel sei es gewesen, die Endlösung möglichst noch vor den Nazis zu vollbringen. Die Ustascha-Miliz hätte Serben, Roma, Juden und Partisanen ermordet. Ich verstand fast nichts, nur so viel: Hier musste bedingungslos geheult werden.

Im Juni 1964 drehte ich also den ersten Film meines Lebens in den dalmatischen Bergen. Meine Mutter, eine glühende Kommunistin, war begeistert von Inhalt und Form dieses Films. Die Uraufführung fand zu Titos Geburtstag statt, im

Sommer des darauffolgenden Jahres. Zu diesem Zeitpunkt aber war ich bereits auf der Flucht und konnte nicht zur Premiere kommen.

Mit 44 Jahren wurde ich Vollwaise. Das ist gar nicht so früh, ich fühle mich seitdem auch nicht speziell anders. Ich würde mich wahrscheinlich niemals selbst so bezeichnen, hätte mich das Erbschaftsamt nicht so angeschrieben. Ich erbe einige Tausend Euro, mit denen ich sofort meine Steuerschuld vom Vorjahr beglich, außerdem einen 26 Jahre alten Mercedes, das Statussymbol meines Vaters, eine Wohnung, die seit 40 Jahren nicht mehr ausgemistet worden war, und ein laufendes Restitutions-Verfahren gegen die kroatische Regierung.

Vor allem aber rutschte ich in die erste Reihe. Vor mir war niemand mehr, der sich schützend vor mich stellte. Meine Eltern waren einfach gestorben. Alle möglichen Dinge kamen zum Vorschein und tun es noch: Geheimnisse, Neurosen, Müll.

Ich fahre nicht besonders gut Fahrrad, vor allem nicht, wenn ich mit mir selber rede.

Und ich hasse Geheimnisse. Ich finde, Geheimnisse sind das Allerletzte. Ich verabscheue sie. Abgrundtief. Auf der Liste der unerträglichen Geheimnisse rangieren die Familiengeheimnisse ganz weit oben. Das habe ich schon als Kind gespürt. Kaum etwas ist hartnäckiger als Familiengeheimnisse. Jede Familie hat gleichermaßen viele Geschichten wie Geheimnisse. Die Geschichten muss man sich unentwegt anhören, damit die Geheimnisse im Dunkeln bleiben.

Zum Beispiel die Geschichte von Titos Brille: Kroatien im Krieg 1944, Marschall Titos Brille ist kaputt. Die Partisanen, angeführt von ihrem Genossen Tito, haben sich in den zerklüfteten Bergen Kroatiens verschanzt, bieten keine Angriffs-

fläche. Die Ustascha kriegen sie nicht zu fassen. Es sind heikle Momente. Mein Vater repariert Titos Brille. Die Partisanen gewinnen den Kampf. Mein Vater wird zum Helden ernannt und bleibt es fortan.

Ich steige vom Fahrrad, setze mich an die Theke meines Lieblingscafés und rede übergangslos laut weiter. Man kennt mich dort.

»Schön«, sagt Frank, der Kellner im Café Savigny, und lächelt mich freundlich an, »und?«

»Mein Vater ist tot und irgendwie stimmt es vorn und hinten nicht.«

»Aha«, meint Frank.

»Ja«, sage ich, »Marschall Tito trug damals nämlich überhaupt gar keine Brille.«

»Oh! Schade«, meint Frank. Er hat verstanden.

»Aber mein Vater ist und bleibt ein Held.«

»Na klar«, tröstet mich Frank.

»Danke«, stammele ich. Frank ist einiges gewöhnt, ein netter Kerl.

Keine Sentimentalitäten – einfach aufs Rad, weiterrufen.

Ich quäle mich und mein armes Rad die Straße des 17. Juni entlang. Alles verschwimmt. Tränen laufen mir über die Wangen. Zu Hause angekommen, sehe ich ramponierter aus als mein Rad. Aber das spielt keine Rolle. In Schöneberg sehen alle mitgenommener aus als im taufrischen Prenzlauer Berg.

Im Briefkasten liegt Post, ein amtlicher Brief mit vielen Briefmarken und Stempeln. Sie wollen einem imponieren, denke ich und überfliege den Inhalt: »In Ihrer Restitutionsangelegenheit bitten wir Sie um Zusendung sämtlicher Sterbeurkunden der betroffenen Personen. Amt für auswärtige Angelegenheiten, Zagreb, Kroatien.«

Na, die sind ja lustig! Mindestens die Hälfte meiner toten Verwandtschaft haben sie selbst zu verantworten, demnach müssten sie die Sterbeurkunden in ihren Archiven haben.

Und aus Auschwitz passable Sterbeurkunden zu bekommen, war noch nie ganz einfach.

Wut beginnt in mir aufzusteigen: Auch eine Methode, eine Angelegenheit hinauszuzögern, Zeit zu schinden, zu warten, bis alle nicht mehr betroffen, sondern tot sind, bis auch ich mausetot bin! Aber diesen Gefallen, rechtzeitig zu sterben, werde ich ihnen nicht tun!

Ich starte den Computer, sie werden einen Brief erhalten, der sich gewaschen hat.

Jedes Mal, wenn ich mich konzentrieren will, kommt einer meiner Söhne. Ich habe zwei. Der Ältere sagt: »Fühl mal, diese Fußballschuhe, Leder – kein Vergleich, was?« Und ich sage: »Nein, kein Vergleich.« Glücklich erklärt er mir die Abseitsfalle. Sofort verliere ich den Faden, mein Blick schweift ab und landet auf dem anderen, dem Kleineren, der in der Nase bohrt, als suche er nach Gold. Was soll's, ich schalte den Computer wieder aus.